

MARC WALDER

American Dream: Marc Walder ist die Verkörperung des amerikanischen Traums im Haus Ringier: Innerhalb von zwölf Jahren stieg der ehemalige Profitennispieler vom Kartonkleber zum Chefredaktor des SonntagsBlick auf. Gegenüber “persönlich” erklärt der 41-Jährige, warum er mit dem Image des Nice Guy leben kann, wie er das SonntagsBlick-Magazin Sie+Er neu positionieren will und warum seine Sportlerkarriere manchmal deprimierend war.

Interview: **Matthias Ackeret** Bilder: **Marc Wetli**

Herr Walder, Sie gelten als Nice Guy und arbeiten nun in der Höhle des Löwen. Wie haben Sie den Wechsel zum SonntagsBlick erlebt?

“Dieses Klischee verdanke ich dem Tages-Anzeiger, der mich ja als sanftmütiges, vor sich hinschlummerndes, harmoniebedürftiges Geschöpf geschildert hat ...”

Sie leiden darunter?

“Wenn ich wählen kann, ob ich lieber sanft oder arrogant wirken möchte, dann entscheide ich mich gerne für die sanfte Version. Also halb so schlimm. Trotzdem: Wer seit zwölf Jahren in einem derart grossen Haus grosse Redaktionen führt, der dürfte schon über gewisse Führungseigenschaften verfügen. Danke ich.”

Sie haben sich also trotzdem geärgert?

“Sagen wir es so: Der Artikel war nicht wirklich eine Punktlandung, was die Darstellung meines Profils anbelangt.”

Wie sind Sie gestartet?

“Ich hatte gar keine Zeit, um die eigene Situation und Lage zu reflektieren, ich musste vor allem eines tun: sofort mit dem Schwimmen im kalten Wasser beginnen. Im Moment, und das ist das Positive, habe ich das Gefühl, ganz gut im Wasser zu liegen! Und besonders kalt ist es auch nicht mehr.”

Trotz Ihres “netten” Images haben Sie bei Ihrem Start bereits einige personelle Änderungen, wie beispielsweise die Zurückstufung der bisherigen stellvertretenden Chefredaktorin Susanne Mühlemann, vorgenommen.

“Ich habe die ganze Chefredaktion neu besetzt, richtig. Dazu einige weitere zentrale Positionen. Susanne Mühlemann geniesst übrigens meine grosse Wertschätzung, ich bin froh, dass sie bei uns bleibt. Im Gegensatz zur Schweizer Illustrierten vor sieben Jahren traf ich beim SonntagsBlick eine völlig andere Situation an: Hier war sofortiges Handeln gefragt. Die grösste Motivation für mich ist: Ich traf auf eine kompetente, offene Redaktion, die mir sofort signalisierte: Wir packen mit dir an! Dies gilt für den aktuellen Bund, den Sport und das Magazin.”

Da dieser Wechsel schon seit einiger Zeit geplant war, kann das Wasser auch nicht so kalt sein ...

“Ich führte seit längerer Zeit Gespräche mit Michael Ringier, Martin Werfeli, Patrick Vogt und Frank A. Meyer über einen möglichen Wechsel zum SoBli. Worauf ich mich aber wirklich eingelassen habe, realisierte ich erst, als ich mein neues Büro bezogen habe. Ich arbeite mehr denn je. Irgendwann am frühen Morgen oder späten Abend finde ich noch eine halbe Stunde Zeit fürs Jogging.”

Sie wurden bereits früher einmal angefragt, SonntagsBlick-Chefredaktor zu werden. Warum haben Sie damals abgelehnt?

“Als vor einigen Jahren die Stelle des SoBli-Chefredaktors vakant war, führte ich bereits Gespräche mit der Ringier-Geschäftsleitung. Damals kam die Anfrage zu früh, da ich bei der Schweizer Illustrierten meine Ziele noch nicht erreicht hatte. Nun war der Moment für einen Wechsel bedeutend besser.”

Steht man bei Ringier als Chefredaktor eigentlich sogleich auf der Abschussliste, wenn das Blatt Probleme hat?

“Chefredaktoren stehen, heute mehr denn je, unter grossem Druck. Die Ziele, die du erreichen musst, sind anspruchsvoll, der Markt ist komplex, um nicht zu sagen schwierig, die Konkurrenz vielseitig, alles ist in Bewegung. Ich gehe aber davon aus, dass ich diesen Job einige Jahre ausüben werde. Die Ausgangslage ist gut: Ich habe eine starke Truppe, der SonntagsBlick geht als stolzer Lesermillionär in dieses Jahr, das Magazin wird komplett neu gestaltet und positioniert. Ich bin voller Zuversicht.”

Wie ist Ihr Verhältnis zu Ihrem Vorgänger Christoph Grenacher?

“Gut. Grenacher hatte trotz der schwierigen Situation einen sehr guten Abgang und verabschiedete sich mit viel Stil von der Redaktion. Christoph weiss, dass es bei diesem Wechsel nicht um eine Auseinandersetzung zwischen ihm und mir ging, sondern um einen Entscheid der Geschäftsleitung, die neue Impulse suchte.”

Wie schlecht geht es dem SonntagsBlick?

“Wie gesagt, der SonntagsBlick hat den Sprung über die Million Leser geschafft. Damit sind wir der einzige Lesermillionär bei den Kaufzeitungen. Wir klagen auch nicht über fehlende Anzeigen, im Gegenteil: Unsere Zeitung ist im aktuellen Bund regelmässig komplett ausgebucht! Meine ersten Ausgaben haben sich allesamt gut bis sehr gut verkauft. Es geht uns also alles andere als schlecht. Unser Problem ist ein anderes, wie alle wissen: Das Magazin hatte viel zu wenig Inserate. Doch demnächst liegt es komplett neu gemacht am Kiosk und im Briefkasten.”

Sie machen also im aktuellen Bund eine Zeitung um die Inserate herum ...

“In der Tat! Um eine gute Zeitung mit Kraft zu machen, benötigt man Platz. Wenn es uns gelingt, die Werbeindustrie für unser neues Magazin zu begeistern, dann haben wir gleich zwei Probleme gelöst: Einerseits verdienen wir Geld, andererseits können wir den ersten Bund entlasten und ihm so mehr Power geben.”

Sie+Er gilt seit seiner Lancierung vor zwei Jahren als Sorgenkind. Woran liegt es, dass das Magazin vom Werbemarkt nicht akzeptiert wird?

“Ich habe in den letzten Wochen viele Gespräche mit Entscheidungsträgern dieser Branche geführt. Man bestätigt mir, dass das Magazin als möglicher Werbeträger gar nicht mehr wahrgenommen wurde. Aber auch, dass ein Magazin am Sonntag eine wunderbare Ausgangslage ist. Wie gesagt: In ein paar Wochen präsentieren wir das neue Magazin.”

Woran liegt das? Hinter Sie+Er steckt schliesslich der grösste Schweizer Verlag, der über grosse Erfahrung im Anzeigenmarkt verfügt.

“Sie+Er war eine Neulancierung. Man weiss, dass Neulancierungen gerade im kommerziellen Bereich oft viel Zeit benötigen. Im vergangenen Herbst hat man erkannt, dass man nur durch eine komplette Erneuerung, eine Art ‘Big Bang’, das Steuer herumreissen kann. Dann kam es nochmals zu einer Verzögerung, da man zuerst meinen Antritt abwarten wollte. Doch steht der radikale Relaunch bereits vor der Tür, das Tempo war enorm hoch.”

Das heisst?

“Der SonntagsBlick und das neue Magazin sollen aus einem Guss wahrgenommen werden. Weiter wird es femininer, nicht nur bezüglich Gestaltung, sondern in der Themensetzung. Inhaltlich möchten wir gut gemachten, intelligenten Lifestyle-Journalismus bieten, sogenanntes Lifestyle-Helping. Im Mittelteil des Hefts setzen wir auf unsere journalistische Kompetenz und bringen Reportagen, Interviews, Porträts, Portfolios. Und ein paar Überraschungen haben wir auch noch parat.”

Ein neues SI-Style ...

“Überhaupt nicht. Das Magazin wird, wie SI Style auch, seine Eigenständigkeit haben. Wir machen doch nicht im gleichen Haus zwei gleiche Magazine.”

Sie haben auch Kurt Felix geholt?

“Kurt Felix wird im neuen SonntagsBlick-Magazin wöchentlich auf zwei Seiten das Thema Fernsehen kommentieren, analysieren, er wird porträtieren und Interviews führen. Jeder, der wissen will, was der beste Kenner des Schweizer Fernsehens denkt, muss zwingend den SonntagsBlick lesen.”

Mit Helmut-Maria Glogger, Sandro Brotz und Heiko Gebhardt verfügen Sie über eine hochkarätig besetzte Redaktion. Wird diese beibehalten?

“Sicher, die von Ihnen genannten Namen sind Stützen der Magazin-Redaktion. Gescheite, erfahrene Köpfe. Ergänzt werden die drei durch Marcel Maerz, der das Magazin leitet, ein äusserst cleverer, vifer Journalist, offen für Neues. Und eine äusserst talentierte und fantasievolle Redaktion.”

Wie hat die Sie+Er -Redaktion auf die angekündigten Veränderungen reagiert?

“Positiv, offen, motiviert, neugierig.”

Sie+Er gilt als Erfindung von Frank A. Meyer. Wie haben Sie ihm erklärt, dass sein Konzept nicht funktioniert?

“Wie kommen Sie auf die Idee, dass es Frank A. Meyers Konzept gewesen sein sollte? Projekte sind bei Ringier Sache des Verlages, sonst werden sie nicht realisiert. Wer Frank wirklich kennt, weiss, dass er das gepflegte Leben,

das Schöne und Gediene mag – vor allem mag er leidenschaftlich gerne intelligenten Journalimus. Er fährt ein schönes Auto, trägt teure Kleider. Frank kocht gerne gut. Frank steht für journalistische Qualität. Wenn er bei mir zum Kaffee im Büro sitzt, geht es um Ideen, und er ist voller Ideen. Er ist mit über sechzig motivierter und engagierter als so manch Dreissigjähriger.”

Hat er Ihnen gegenüber Weisungsbefugnis?

“Nein, ich verstehe Frank als Inspirator. Ich würde ihn als einen geistige Unruhe stiftenden Inputter bezeichnen. Er spornt an, er erklärt, er bringt enorm viel Wissen in die Diskussion. Er funktioniert nach dem Prinzip: C’est à prendre ou à laisser.”

Bei der Schweizer Illustrierten hatten Sie dies nicht ...

“Bei der Schweizer Illustrierten wähnte ich mich wirklich auf einem andern Planeten. Obwohl ich an der Höschgasse nur ein paar Querstrassen vom Pressehaus weg war, war ich ziemlich weg vom Schuss im Vergleich zu heute.”

Die Schweizer Illustrierte gilt als Geldbringer, welcher jährlich 23 Millionen Franken einfährt. Wüschteten Sie sich manchmal mehr Beachtung?

“Urs Heller und ich konnten bei der SI den Gewinn in den vergangenen Jahren stets hoch halten oder gar noch steigern. Wir haben immer wieder neue Projekte entwickelt, wie beispielsweise SI-Style oder jetzt Goal!, das Fussballmagazin. Trotzdem waren wir innerhalb des Konzerns oder bei Kadertagungen nie ein grosses Thema. Vielleicht, weil sich alle sagten: Die beiden, die machen das schon. Selbstverständlich gab es da Momente, wo ich mir auf der Heimfahrt sagte: Ein bisschen mehr Anerkennung wär jetzt auch okay gewesen ...”

Sie hatten mit der Geschichte, wonach der Zürcher Opernhausdirektor von einer 20-jährigen Brasilianerin ein Kind will, einen fulminanten Auftakt. Doch eigentlich gehört diese Story in die Schweizer Illustrierte. Wie reagierten Ihre ehemaligen Kollegen an der Höschgasse darauf?

“Sagen wir so: Sie hätte auch in der Schweizer Illustrierte stehen können, klar. Doch die SI ist die SI, und der SonntagsBlick ist der SonntagsBlick. Die Resonanz auf die ersten Ausgaben war enorm positiv.”

Ihre Frau Susanne ist weiterhin Unterhaltungschefin bei der Schweizer Illustrierten. War Ihr beruflicher Wechsel für sie ein Problem?

“Überhaupt nicht. Für sie war es früher nicht immer einfach, als ich noch ihr Chef war. Nun pflegen wir einen sportlichen Wettbewerb. Ein normaler, professioneller Vorgang.”

Was machen Sie dann anders als Ihre Vorgänger?

“Ich habe meine Handschrift, so wie jeder Chefredaktor das hat. Ich habe enorm viel gelernt in den sieben Jahren Schweizer Illustrierte. Diese Erfahrung bringe ich selbstverständlich mit ein und vermische das mit meiner Erfahrung als Zeitungsmacher. Ich bin ja ein Kind der Blick-Gruppe. Ich glaube, das ergibt eine ganz ordentliche Mischung.”

Sie+Er brachte in der letzten Ausgabe vor Ihrem Start einen Totalverriss über das Schweizer Fernsehen. War es nun ein Akt der Wiedergutmachung, dass Sie in Ihren ersten beiden Ausgaben ein Interview mit Beni Turnheer und Gabriella Amgarten brachten?

“Nein, das war Tagesgeschäft. Fernsehen, das wissen alle, ist mir immer ein wichtiges Thema gewesen. Und wird es auch bleiben.”

Verstehen Sie die Verärgerung des Schweizer Fernsehens über diesen Artikel?

“Ich habe sofort nach der Publikation des Artikels mit Ingrid Deltenre und Pressesprecher Urs Durrer Kontakt aufgenommen. Wir haben die Sache ausdiskutiert. Sie ist vom Tisch.”

Wie waren die Reaktionen?

“Von ganz harsch bis ‘musste das wirklich sein?’.”

Das Fernsehen überlegte sich angeblich auch, gegen den Artikel zu klagen ...

“Ich wüsste nicht, was es zu klagen gäbe.”

Werden Sie nun zum neuen Peter Übersax, der in den Achtzigerjahren permanent auf das Fernsehen einhackte?

“Das ist nicht mein Stil, nein. Der würde heute übrigens auch nicht mehr funktionieren.”

Zurück zu Ihrem Nice-Guy-Image. Haben Sie überhaupt Feindbilder? Seit den Schweizer-Illustrierte-Zeiten gelten Sie als Freund aller Promis.

(Lacht.) “Mein Kontaktnetz ist gut, gross und intakt. Im Showgeschäft, im Sport, in der Wirtschaft, auch in der Kultur, in der Politik etwas weniger. Das Konzept der Schweizer Illustrierten, der eher wohlwollende Journalismus, hat dies sicherlich begünstigt. Ab jetzt wird es selbstverständlich auch die eine oder andere Reaktion geben auf eine Story, die der SonntagsBlick macht, machen will oder machen muss.”

Wie wollen Sie den Grat zwischen Kollegialität und Kritik begehen?

“So wie ich dies gemacht habe in den Jahren bei Blick und SonntagsBlick zuvor. Ich bin mir aber bewusst, dass der Stempel des Schweizer-Illustrierte-Mannes noch eine gewisse Zeit an mir haften wird. Dass ich bereits

einmal stellvertretender Chefredaktor des Sonntags-Blicks war, hat man mittlerweile vergessen.“

Sie haben eine erstaunliche Karriere gemacht. Sie sind erst 14 Jahre im Journalismus ...

“1993 bin ich als Volontär bei Ringier eingestiegen und verdiente monatlich 1300 Franken. Unter der Ägide von Maili Wolf habe ich in der Zeitschriftenabteilung Kartons geklebt und andere rudimentäre Arbeiten verrichtet, bevor ich die Chance bekam, beim Blick Sport ein dreimonatiges Praktikum zu absolvieren. Als ehemaliger Tennisprofi hatte ich einen guten Zugang zu den Tennisstars, was von Vorteil war. Am Anfang hatte ich zwei grosse Förderer: Fridolin Luchsinger, den ehemaligen Chefredaktor, und Roger Benoit, die graue Eminenz des Sports. Luchsinger motivierte mich, die Ringier-Journalistenschule zu besuchen. Nach der Ringier-Journalistenschule ging es zügig vorwärts: Zuerst wurde ich Chefreporter beim Blick. Dann Unterhaltungschef, Nachrichtenchef und später unter dem damaligen Blick-Chefredaktor Sacha Wigdorovits Leiter des Nachrichtendesks. Danach stellvertretender Chefredaktor beim SonntagsBlick, dann Sportchef und schlussendlich Chefredaktor der Schweizer Illustrierten.“

War es für Ihre Karriere von Vorteil, dass Sie Tennispartner von Michael Ringier waren?

“Eine uralte Geschichte, die anfänglich sicher ihre Berechtigung hatte. Je mehr Aufgaben ich übernommen hatte, desto spärlicher wurde der Kontakt zu Michael Ringier. Leider. Heute, beim SonntagsBlick, habe ich erstmals wieder engeren Kontakt zu ihm. Was ich sehr schätze.“

Gehen Sie noch mit Michael Ringier Tennis spielen?

“Viel zu wenig. Michael Ringier hat Probleme mit dem Rücken und ich mit den Hüften. Wir werden alt.“

Hat Michael Ringier gegen Sie auch schon gewonnen?

“Wenn er ein absolutes Hoch hat und ich ein absolutes Tief habe (lacht). Zusammen wurden wir vor gut zehn Jahren übrigens Journalistenweltmeister im Doppel. An der gleichen Weltmeisterschaft in Österreich holte ich mir noch den WM-Titel im Einzel. Seither laufen wir immer mit den Goldmedaillen um den Hals herum ...“

Sie sind im sanktgallischen Goldach aufgewachsen. Mit 17 Jahren sind Sie zu Hause ausgezogen, weil Sie Tennisprofi werden wollten. Was war das für eine Erfahrung?

“Eine harte. Mein damaliger Tennistrainer erklärte mir, um wirklich sportlichen Erfolg zu haben, müsste ich die Schweiz verlassen. Daraufhin habe ich das Gymnasium abgebrochen. Ich mag mich gut erinnern, wie ich mit meiner Mutter in Tallahassee, der Hauptstadt von Florida, eingetroffen bin, wo ich ein Studium an der Florida

State University beginnen wollte. Doch niemand hatte auf uns gewartet, der Fax mit meiner Anmeldung war irgendwo irgendwie verloren gegangen. Drei Tage lang tigerten wir ratlos über das Universitätsgelände. Schlussendlich hatten wir Riesenglück. Diejenige Dame, die uns ansprach, war die Frau des Philosophieprofessors. Als wir ihr unser Problem schilderten, anerbote sie mir spontan ein Zimmer, in welchem ich wohnen konnte. Gleichzeitig machte sie mich mit dem Tenniscoach der Universität bekannt. Nach meiner Rückkehr in die Schweiz wurde ich sofort ins Nationalkader aufgenommen. Trotzdem war die Zeit nicht immer einfach: Nach dem achtstündigen Training setzte ich mich jeweils in meine kleine Kammer und büffelte an meinem Fernstudium.“

Sie sind auch gegen Roger Federer angetreten?

“Ich habe in den letzten Jahren meiner Karriere Roger Federer kennengelernt. Er war damals Junior bei Old Boys Basel. Seither haben wir ein sehr kollegiales Verhältnis, was mir bei der Schweizer Illustrierten zugute kam. Gegen Roger Federer habe ich aber nie gespielt. Mein grösster Match war wohl jener gegen Yannick Noah. Ich verlor, übrigens.“

Was waren Ihre grössten Erfolge?

“Ich war die Nummer sechs der Schweiz. Ich wurde zweimal Schweizer Meister im Doppel und fünfmal Schweizer Meister mit den Grasshoppers.“

Wie ist das Leben eines Tennisspielers, der nicht permanent im Rampenlicht steht?

“Es ist manchmal deprimierend, wenn man weiss, wie wenig einen von der Weltspitze trennt. Und wie viel es dann eben doch ist.“

Was fehlt einem?

“Das Problem ist, dass man dies oft gar nicht weiss. Vielleicht ist es der Aufschlag, wie ihn ein Marc Rosset oder ein Roger Federer hat. Auf der psychologischen Ebene fehlt einem vielleicht dieser Killerinstinkt, um beim 5:5 im dritten Satz das Spiel an sich zu reißen. Es kann einem schon moralisch zusetzen, weil man am Flughafen nicht mit der Limousine abgeholt wird, sondern mit der U-Bahn oder dem Bus in die Stadt rattern muss. Du lebst nicht in einer Suite im Hyatt, sondern musst dein Zimmer in einem Dreisternehotel mit vergilbtem Bettbezug selbst organisieren. Du verdienst auch nicht 45 000 Dollar Preisgeld, sondern 375 Dollar. Während sich die Stars auf den langen Flügen in der Businessklasse Filme anschauen, sitzt du in der Holzklasse eingeklemmt und kommst völlig übermüdet in Miami oder Los Angeles an. Es war nicht immer einfach. Niemand wartet auf dich.“

Auch nicht die Frauen?

(Lacht.) “Auch nicht die Frauen. Trotzdem: Ich bin froh, das alles erlebt zu haben. Es ist ein gutes Gefühl, vor 3000 Zuschauern zu spielen, zu kämpfen, alles zu geben. Du hast diese Nervosität vor den Spielen. Aber wenn du dieses Gefühl nicht mehr hast, dann fehlt es dir.”

Hatten Sie in jener Zeit einen Berufswunsch?

“Nein. Meine Grossmutter attestierte mir immer, ‘dass der Junge eigentlich ganz gut schreiben kann’. Doch der Journalismus war damals noch meilenweit entfernt. Ich erinnere mich noch genau an jenen wichtigen Moment in der Umkleidekabine der Grasshoppers, als ich Heinz Günthardt, dem damaligen Coach von Steffi Graf, erzählte, dass ich mit dem Tennisspielen aufhören wolle. Ich hätte nun zwei Optionen, sagte ich ihm. Erstens: eine Tennisschule mit meinem Namen zu gründen. Oder zweitens: in einem andern Job bei null anzufangen. Günthardt verwarf die Hände über dem Kopf: ‘Um Himmels willen, beginn nochmals bei null. Wenn du das nicht packst, dann kannst du immer noch eine Tennisschule eröffnen.’ Das habe ich nun getan. Für diesen Tipp bin ich Heinz Günthardt dankbar.”